

und Teufel begegnen. Fügen wir hinzu: nur im letzten Fall sieht man sie, wie sie ist, nicht als Natur, sondern als Geist.

H. Thurn S.J.

Lebenshilfe. Von Kurt Böhme. (256 S.) Berlin-Zehlendorf, Verlag Psyche. DM 4.50.

Mit diesen „Forschungsergebnissen der Psychotherapie“ legt der Verfasser eine gute, ausgewogene Übersicht über bedeutsame Anliegen der Psychotherapie vor. Auch die religiöse Frage, die bei vielen seelischen Nöten entscheidende Bedeutung hat, wird mit viel Ernst, Verständnis, Erfahrung behandelt. Der Abschnitt „Glaube und Gesundheit“ eignet sich vorzüglich zu einer Konferenz über Fehlhaltungen, Überforderungen, Unklugheiten im geistlichen Leben. Ein lesenswertes, einfaches, echtes Buch. H. Thurn S.J.

Tierleben

Die Seele des Hundes. Von Werner Fischel. (140 S. mit 36 Textabb.) Berlin und Hamburg 1950, Paul-Parey-Verlag. DM 8.—

Nachdem die Frage nach der Seele des Tieres behandelt ist, geht der Verfasser daran, die Umwelt und die Heimat des Hundes zu schildern. Im Zusammenhang damit ergeben sich die Fragen nach seinen seelischen Leistungen und Vermögen von selbst: insbesondere nach den Gefühlen, Strebungen, dem Gedächtnis, der „Intelligenz“ und Lernfähigkeit. Viel Neues wird im Lauf der Darstellung geboten. Das Buch vermag jedem psychologisch Interessierten sowie allen, die sich „bei der Ausbildung oder Haltung von Gebrauchshunden Gedanken über deren seelisches Wesen machen“, viel Anregung und manche Klarheit zu geben. Der Begriff „Verstand“, den der Autor auch beim Hund in Anwendung bringt, sollte im Zusammenhang mit der tierischen Intelligenz unbedingt vermieden werden. Bezeichnet er doch dem allgemeinen Sprachgebrauch nach die spezifisch menschliche Intelligenz mit ihrer begrifflichen Beziehungserfassung und Abstraktionsgabe; beides ist dem Tier unmöglich, was den Wesensunterschied zwischen Tier und Mensch ausmacht. H. Thurn S.J.

„Ich suche das Auge des Tieres“. Fünfzehn Tiergeschichten, Auswahl und Übersetzung aus dem Russischen von Erich Müller-Kamp. (262 S.) München, Karl Alber. Geb. DM 6.80.

Es sind keine rührseligen Tiergeschichten, auch keine der bekannten russischen Tiermärchen. Hier erzählen Dichter wie Lefskow, Tolstoj, Turgenjew u. a. eigene Begegnungen mit den Tieren, schildern, wie der einfache russische Bauer und der verbildete Städter, wie Empfindsame und stolze Herrenmenschen die Tiere sehen und behandeln, ver-

suchen zu erfüllen, wie der Wolf, der Hofhund, der Ackergaul sein Schicksal wohl empfinden mag. Das Abgründige, Dunkle, das Unerlöstsein der Schöpfung ist der heimliche Hintergrund der meisten Geschichten. Das Stöhnen der Kreatur, ihr Harren auf Befreiung durchzittert selbst die heiteren Schilderungen. Da und dort wird die Erzählung getarnter Angriff, flammende Anklage gegen Mißstände der Gesellschaft.

P. Erbrich S.J.

Laienspiel

Bärenreiter-Laienspiele. Herausgegeben von Rudolf Mirbt. Kassel, Bärenreiter-Verlag.

„Das Spiel von der Brudersuche“ (40 S.) Von Stephan Gräffshagen, ist mehr ein Aufruf als ein Spiel. Die innere Beteiligung des Verfassers wirkt sehr überzeugend im Sinn einer Predigt, aber sie erlaubt ihm noch nicht den Abstand, den ein wirkliches Spiel von dem haben muß, der damit etwas sagen will. Die Sprachmächtigkeit des Verfassers verrät, daß er die Loslösung des Werkes vom unmittelbaren Überredungswillen leisten könnte.

„Parzival“. (46 S.) Hier formte Hermann Schwemer aus Elementen des mittelalterlichen Epos ein modernes Gottsucherspiel, das in seiner ersten Szene von überraschender dramatischer Wirksamkeit ist. Eine starke Begabung, die, wenn sie ihre stark nach innen gesammelte Sprache zum Fließen zu bringen vermag, viel verspricht.

„Das Licht scheint in der Finsternis“. (18 S.) Von Jens Christian Jensen ist ein „weihnachtliches Chorgebet in Gedichten“, das für die Gestaltung von Feiern sehr gelegen kommen wird.

„Passion“. (31 S.) Mit sicherem Können hat Rudolf Mirbt, der erfahrene Laienspieldichter, diese „Spielfolge für die Karwoche nach altem Passionsspielgut“ bearbeitet. Gerade am Fall des künstlerisch Untadeligen sei jedoch ein Einwand geäußert, der auch sonst vielfach zu erheben wäre: so schön diese Texte sind — können wir uns wirklich ehrlich an der mittelalterlichen Kindlichkeit des religiösen Tons erbauen? Es scheint zweifelhaft, daß die Art, in der die heiligen Personen sich da geben, auf einen jungen Mann von heute einen ersten Eindruck macht. Ob nicht der Rückgriff auf die alten Vorlagen doch so etwas wie ein Fall in den von Mirbt mit Recht bekämpften „weichlichen Geschmack“ bedeutet! Vielleicht greifen wir besser noch weiter zurück: die Sprache der biblischen Berichte gibt einen Grundton, auf den sich das Instrument unseres Empfindens eher stimmen läßt.

In dem Stück „Der Fischer und seine Frau“ (31 S.), von Ruth Roberta Stalberg,

wird mit frischem Übermut der Ulk dieses Märchens losgelassen. Am Ende, wenn der moralische Schluß gezogen wird, klingt es ein wenig betreten. Auch Ausgelassenheit muß eben in einem Spiel sehr streng am Zügel der Form gehalten werden.

Dem Spiel „Der Herr als der Begrabene“ (28 S.), von der gleichen Verfasserin, ist um seines Stoffes willen die Aktualität sicher: eine Frau, die (in der Schwedenzeit) ihrem Vergewaltiger verzeihen muß. Der erste Schritt zum Spiel wirklicher Personen ist hier getan. Der nächste müßte nun noch aus dem Haften am unverarbeiteten Einzelfall hinausführen.

„Die heilige Kummernis“ (12 S.), von Maria Liesegang, ist ein Legendenspiel, in dem sich die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat zart und liedhaft mit religiöser Innigkeit vereinigt.

„Der Ruf aus dem Toten Grund“ (28 S.) Von Herta Sellschopp. Hier ist alles beisammen, was zu einem Spiel auf der Bühne gehört. Die Charaktere sind fest umrissen, stark in ihrer Eindeutigkeit, lebendig in ihrer Typenhaftigkeit; vor allem: jeder von ihnen will etwas, will es mit Leidenschaft. Die Handlung ist einfach in ihrer Verwicklung, aber erregend in ihrem Konflikt, klug im Aufbau und bedeutend in ihrem Gehalt. Die Sprache ist sicher, verliert nie den Boden unter den Füßen und bewegt sich im Versmaß mit anmutiger Selbstverständlichkeit. Das beste Stück der Reihe.

In dem „Dreikönigsspiel“ (31 S.), von Helgalinde Staudigel, ist der Entwurf tief gedacht, aber etwas kompliziert. Die Ausführung hat es nicht vermocht, den sinnreichen Plan in die Lebendigkeit eines Spieles zu übersetzen. Hörern, die die Geduld haben, reinen Gedanken zu folgen, mag das Stück manches zu sagen haben.

„Das Weihnachtsliederspiel“ (21 S.), von Margarete Baum, aus bekannten und weniger bekannten Weihnachts- und Hirtenliedern zusammengefügt, ist besonders zu begrüßen. Vielleicht erwächst aus diesem Anfang so etwas wie ein christliches „musical“. Dem Heft ist größtmöglicher Zuspruch zu wünschen.

W. Barzel S.J.

Romane

Unverhofftes Morgenrot. Roman. Von Pierre Magnan. (384 S.) Frankfurt/Main, Verlag der Frankfurter Heft. Gln. DM 12.50.

Im Herbst 1944 kommen in das in den französischen Hochalpen gelegene Dörfchen Cluze zwei flüchtig gegangene politische Häftlinge. Um ihre Rettung bemühen sich alle anständigen Bewohner des weltverlorenen Fleckens. Die Dörfler aus angestammtem Sinn für die Freiheit, der den Gebirglern

eignet, die Ärztin erst beruflich, dann aus Liebe zu dem einen der beiden, dem jungen Musiker Bernard Blanche Responney, ganz vitale Frau, die in der Einsamkeit den Mann sucht, der linksgerichtete Lehrer Barles aus geheimer Sympathie mit den Flüchtigen und Maria Ramonce aus echtem fraulichen Mitleid mit der Not. Und dennoch wäre alle Hilfe umsonst, wenn nicht der Himmel selbst, ein Nordlicht, unverhoffte Rettung brächte. Die gute deutsche Übertragung macht die Lektüre dieses überdurchschnittlichen Romanes zu einem wirklichen Vergnügen. Der Kampf der Naturgewalten, der Kampf der Menschen gegen die Natur und gegen ein hartes Schicksal und die letzte Lösung aller Gegensätze in Liebe und Gebet halten den Leser bis zur letzten Zeile gefangen.

G. Wolf S.J.

Das Schloß an der Blies. Ein Roman aus der Zeit des Rokoko. Von Nikolaus Lauer. (407 S.) Stuttgart, Schwabenverlag. Gln. DM 8.50.

Prälat Lauer hat hier wieder ein echtes Volksbuch geschrieben. Mit wahrer Freude am Erzählen läßt er die Welt des Rokoko erstehen, die durch die französische Revolution jäh vernichtet wurde. Mit Genuß vertieft man sich in eine uns so ferne und fremdgewordene Welt, in denen sich das Leben des Musikers Battist Imbohn, des treuen Gärtners Christoph und seiner Gemahlin Maria Regina, einer „Singerin“, des Hofschreibers Schall und der mütterlichen Regentin, der Reichsgräfin Marie-Anne abspielt. Hier finden wir alles, was zu einem Volksbuch gehört: Kabale und Liebe, Verrat und Treue, Spuk und Romantik, Sage und Lied. Es ist doch so, daß das Menschliche, Echte uns immer anzieht, mag es auch in einem noch so fremden Gewand auftreten.

G. Wolf S.J.

Der Dorn im Fleisch. Von George Barker. (151 S.) Berlin und Frankfurt am Main. Suhrkamp-Verlag. DM 7.50.

Nicht nur der heikle Gegenstand macht die Lektüre dieser Erzählung ein wenig beschwerlich; die maßlos und in dunklen Verquickungen schwelgende Sprache wirkt durch das Mißverhältnis von Tiefe und Ungehaltenheit bisweilen peinlich. Eine Sprache, die dichterisch ist, aber nicht Dichtung, weil ihr Distanz und innere Klarheit fehlt.

Barker möchte in seiner Auseinandersetzung mit dem Geschlechtlichen einen religiösen Standort gewinnen, gelangt aber an vielen mutig wahrgenommenen Abgründen vorbei auf keinen Gipfel, der einen ruhigen und befriedenden Blick in das durchmessene Gelände gewährte. Seine Grundeinstellung ist zu manichäisch.

W. Barzel S.J.